

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

27.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[November 2, 1855.

D e r D o d o .



(Die Abbildung nach einem Gemälde im britischen Museum.)

Der hierbei befindliche Holzschnitt, der sorgfältig nach einem Gemälde im britischen Museum gemacht ist, stellt einen Vogel dar, an dessen Daseyn man vor 200 Jahren nicht gezwifelt zu haben scheint, der aber jetzt allem Vermuthen nach gänzlich ausgerottet ist.

Die ursprüngliche Abbildung dieses Vogels wurde in Holland nach einem lebenden Vogel gemacht, den man von der Insel Mauritius (Isle de France) in den frühern Zeiten der Entdeckung der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung dahin gebracht hatte. Sir Hans Sloane war im Besitze dieser Abbildung; hierauf kam sie an Georg Edwards, der sie dem britischen Museum schenkte.

Die Glaubwürdigkeit von dem ehemaligen Vorkhandenseyn des Dodo beruht jedoch nicht blos auf dieser Abbildung allein, sondern es giebt noch drei andere Abbildungen von diesem Vogel, welche man als ursprünglich ansehen kann; denn sie kommen in sehr früh gedruckten Büchern vor und sind offenbar nicht einander nachgezeichnet, ob sie schon darin mit einander übereinstimmen, daß sie die Art von Haube auf dem Kopfe, das Auge in einer nackten Haut, die sich bis an den Schnabel erstreckt, den gekrümmten und angeschwollenen

Hals, den kurzen, schwerfälligen Leib, die kleinen Flügel, die straffen Beine, die auseinander stehenden Krallen und den Büschel Rumpffedern darstellen. Die erste dieser Abbildungen befindet sich in Caroli Clusii Exoticorum libr. V. 1605. Dieser Schriftsteller behauptet, dieselbe sey von einer rohen Skizze in einem Tagebuche eines holländischen Reisenden entlehnt, welcher den Vogel auf einer Reise nach den Molukken 1598 gesehen, und er selbst habe zu Leyden einen Schenkel des Dodo gesehen, welchen man von Mauritius mitgebracht habe. Die zweite Abbildung ist in Herbert's Reisen im Jahre 1634 erschienen, der behauptet, der Vogel sey so selten, wie der Phönix; der Körper sey sehr fett und sehr schwer; nur wenige wägen weniger, als fünfzig Pfund; sein Blick sey melancholisch und sein Schnabel hakenförmig.

Die dritte Abbildung befindet sich in Willughby's Ornithologie, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts erschien und deren Abbildung genau mit der im britischen Museum übereinstimmt. Der große Naturforscher Ray hat den Dodo ausgestopft bei Herrn Tradescant gesehen, der ein merkwürdiges Naturalienkabinet zu Lambeth hatte. In dessen gedrucktem Kataloge heißt



es: „der Dodar von der Insel Mauritius kann nicht fliegen, weil er zu dick ist.“

Es scheint also kein Zweifel an dem vormaligen Daseyn des Dodo zu seyn. Nach Hrn. Duncan glauben die Einwohner von Mauritius, er sey noch jetzt auf ihrer Insel und zu Rodriguez vorhanden, aber Niemand hat ihn gesehen; selbst die ältesten Einwohner nicht; auch nicht einmal ein Exemplar oder einen Theil davon hat man erblickt. Cuvier glaubte, der Vogel gehöre zur Fühnerart.

Der Dodo heißt auch Dudu, Dronte (Didus ineptus), und ist größer, als der Schwan, und fast 3 Fuß lang. Die Farbe des Schnabels ist hellblau, am Ende des Oberkiefers gelblich mit einem rothen Flecken; das Ende des untern schwärzlich. Der Stern im Auge sieht weiß und das ganze Gefieder überhaupt aschgrau aus; Bauch und Schenkel sind weißlich.

### Christoph Columbus.

#### B e s c h l u ß.

Eine zweite Reise mit Ansiedlern trat Columbus am 25. September 1493 an. Am 3. November schon ward er der bergigen Insel Dominica ansichtig, langte am 4. auf S. Maria de Guadeloupe, dem Sitze des räuberischen Wildenstammes der Caraißen, an, und fand in Villa de Natividad am 21. die früher angelegte Festung zu seiner Verwunderung zerstört. Durch Willkühr und Uebermuth der Spanier, die den Bewohnern mühseliges Goldsuchen anmutheten, war die ursprüngliche Scheu und gutmüthige Verehrung der Letztern zu mißwilliger und kriegerischer Feindseligkeit verkehrt worden. Unabwehrbares Blutvergießen und hoffnungslose Unterwerfung waren die Folgen. Die Plackereien nahmen zu; allen Vereichen wurden bestimmte Steuern an Goldstaub, oder Baumwolle und Getreide auferlegt, Festungen errichtet, Besatzungen eingelegt. Nachdem Columbus einen Regierungsrath der Insel, unter Vorstand seines Bruders Diego und Pater Buyl, eingesetzt, besuchte er am 24. April 1494 Cuba und Jamaica wieder, fand, im September zurückkehrend, seinen Bruder Bartolomeo auf Hispaniola und machte ihn zum Oberrichter Indiens. Er selbst hatte eine Reihe schnell auf einander folgender Meutereien und Aufstände zu besichtigen, welche die noch junge Niederlassung in ihrem Gedeihen störten, ehe er am 10. März 1497 nach Castilien zurückreisen konnte. Dort aber auch, in Burgos, mußte er, gegen ihn gespannte Gewebe von Verläumdungen und Hofränke durchreißend, sein Ansehen und seine Machtvollkommenheit mit Wunden zu sichern suchen für eine dritte Fahrt.

Diese begann er endlich, trotz seines Hauptgegners, des Bischofs von Badajoz, Juan Fonseca's Hinhaltung, am 30. März 1498. Der 1. August war der merkwürdige Tag, wo er zuerst am Festlande der neuen Welt, an der Landspitze Costa, landete. Besorgt um die auf Hispaniola zurückgelassenen Spanier, verließ er am 13. die Küste von Paria und kam am 30. in der neuen Stadt St. Domingo an. Hier erwarteten ihn abermals Meutereien der über Zügelung ihrer frechen Ausgelassenheit mißmüthigen, und von dem böshaftern Francisco Kolban de Ximenes gegen ihn und seinen Bruder aufgewiegelten Ansiedler. Ein Glück noch, daß Alonso von Fojea, der am 3. September 1499 mit vier Schiffen von der brasilischen Küste kam und sich an die Spitze der Aufrührer stellen wollte, Domingo zu verlassen gezwungen ward.

Aber, wie hier, hatte sich auch in Spanien Neid, Mißgunst, Verläumdung, und was nur immer Erbtheil kleiner, verworfener Seelen ist, gegen Columbus verschworen, und gedungene Ankläger lauerten frech auf offener Straße den vorübergehenden Monarchen auf, um sich bei ihnen über Columbus und seiner Brüder Willkühr, Betrug, Eigennuß und Anmaßung in den neuen Besitzungen zu beschweren. Dieß, wie Fonseca's Ränke und Columbus eigenes Gesuch, seiner Rechtfertigung halben, einen Richter und Schiedsmann nach Indien zu senden, machte, daß endlich Francisco Bobadilla, Befehlshaber des Ordens von Calatrava, dazu ernannt, gegen Ende Augusts 1500 mit vielen königlichen Vollmachten und geheimen Weisungen in Betreff Columbus und seiner Anhänger in St. Domingo eintraf. Da Bobadilla Fonseca's Kreatur war, so ließ sich leicht voraussehen, daß die zu den erlogenen und argdeutenden Anschuldigungen nöthigen, gesuchten Verbrecher bald in Columbus und seinen Brüdern gefunden werden würden. Diese wurden denn auch, zum ewigen Brandmahl fürstlichen Undanks und böshafter Beamtenwillkühr, in Ketten nach Spanien geschafft. Die Gewaltthat war zu schreiend und unverkämmt, als daß sie nicht die Unbefangenen und Redlichen im Volke hätte empören, und darum, als Columbus am 20. Novbr. von Cadix aus es dem Monarchen meldete, zu scheinbarer Gnade rathen sollen. Columbus wurde also befreit, höflich behandelt und zum 17. December nach Granada an den Hof beschieden. Lange konnte der mißhandelte Große, der einem Könige mehr geschenkt, als dieser annehmen gedurft hätte, in seinem gerechten Stolge und Unmüthe keine Worte finden und sank vor Isabella nieder, bis er endlich, gefaßt, Genugthuung und Wiedereinsetzung in alle Rechte und Würden forderte. Dennoch fielen die dießfalligen Erklärungen vom 27. September 1501 und andere spätere nicht befriedigend aus.

Den rastlosen Entdecker aber hinderte solcher Undank und schwarze Bosheit nicht, in seinem sechs und sechzigsten Jahre — 1502 — mit seinem zwölfjährigen Sohne Fernando, seinem Bruder Bartolomeo und einem muthigen Genueser Bartolomeo Fieschi die vierte Reise anzutreten. Auf dieser kam er an die Küste von Honduras zu etwas gesittigteren Stämmen, als die bisherigen, unter welchen er gewebte Baumwollenmäntel und kleine Kupfergeräthschaften vorfand. Hierauf fuhr er die Küste von Veragua herab, langte nach furchtbaren Stürmen in Portobello an, wo er eine Einfahrt nach den Küsten des Ganges ausfindig zu machen hoffte. Doch die strenge Jahreszeit und seine seekranke Schiffsmannschaft nöthigten ihn, nach Veragua zurückzugehen, um dort vorhandene Goldgruben zu erforschen und auszubeuten. Daraus aber entstand neues Unglück. Die wilden und kriegerischen Einwohner befehdeten und verriethen ihn, den Rückweg sperrend. Die glücklich gefangene Familie und Anhänger eines mächtigen Caciken entzogen sich ihm durch Flucht und heldenmüthigen Selbstmord. Kaum gelang es Columbus, nach heroischem Kampfe seiner Offiziere die Sperre zu gewältigen und abzuweisen. Aber sein Unstern verfolgte ihn. Die schrecklichsten Stürme, worin die Welt untergehen zu wollen schien, machten ihn auf dem östlichen Wege nach Hispaniola beinahe schiffbrüchig. Er mußte deshalb vor dem Winde nach Jamaica steuern, wo er nicht einmal einen gehörigen Hafen fand; ließ die Schiffe unfern der Küste stranden und zusammenbinden, um dieß Weck als Burg und Wehr gegen die Angriffe der Einwohner zu brauchen und seine Mannschaft innen zu halten. Zwölf



Monate mußte er so, von Krankheit gefoltert, aushalten, bis zwei seiner wackern und treuen Anhänger auf einem schlechten indischen Kahne endlich Hispaniola erreichten und den neuen Statthalter Ovando vermochten, nach langer Unentschlossenheit und Hinhaltung, ein Fahrzeug zu Unterstützung des berühmten Dulders zu entsenden.

Was mußte der menschlich milde Mann nicht außerdem leiden, sein Werk und seine Zwecke durch Habsucht und Blutdurst der nach seiner Absetzung neuen Kleinlichlugen Statthalter entstellt und geschändet zu sehen! Mit Hunger und Geißeln wurden die armen Einwohner von Hispaniola von den spanischen Ansiedlern zur Arbeit angetrieben, unter deren Uebermaß der schwächliche Stamm erlag. Viele ermordeten sich aus Verzweiflung; selbst Mütter bekämpften den mächtigen Naturtrieb und retteten durch Mord ihre Säuglinge von so trübseeligem Leben. Zwölf Jahre kaum waren seit Entdeckung dieser Insel verlossen und schon waren einige Hunderttausende das Opfer der blut- und habgierigen Weißen geworden. Noch hatte die Landschaft Karagua unter einer anmuthig würdigen und arglosen Königin Anacaona nichts von den Bedrängnissen erlitten, welche die übrigen Theile der Insel aufrieben, die zehn Jahre zuvor Columbus und seine Begleiter gleich einem Edenparadiese bezaubert hatten. Jetzt zog Ovando auf das bloße Gerücht eines Aufstandes der benachbarten Caziken mit beinahe 400 Mann dahin. Gastlich, freundlich und festlich bewillkommet, gab er dennoch auf einmal das Zeichen zur Niedermetzelung und sogleich ward die Stätte mit Blut gedüngt. Achtzig Caziken wurden an kleinen Feuern langsam geröstet und verbrannt. Tausende aus dem wehrlosen Volke, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, geschlachtet. Noch grausamer ward die Provinz Hoquey behandelt. Schreckten wollten diese Wüthriche verbreiten, und es gelang ihnen nur zu wohl. An langen niedrigen Galgen ließen sie zu dreizehn aufgehängte, mit den Füßen die Erde berührende Schlachtopfer langsam ersterben, indes sie ihre Schwerter an ihnen zerhackten. Andere verbrannten sie in dürres Stroh gewickelt. Der gute Engel der Menschheit zieht weinend, abgewendet den Blick, einen Vorhang vor diese Greuel und ruft das gerechte Wehe über diese Unmenschen durch die Jahrhunderte hin. —

Von Alter, Krankheit, Gram und Unrecht gebrochen, kehrte Columbus endlich nach Spanien zurück. Gestorben war auch seine Gönnerin Isabella; nichts fruchteten Vorstellungen bei dem kalten, undankbaren Ferdinand, und so starb der großherzige Dulder am 20. Mai 1506 zu Valladolid lebensmüde. Sein Körper ward nach Sevilla gebracht, in der Hauptkirche daselbst mit großem Prunke begraben, und ihm ein Marmordenkmal mit der einfachen Aufschrift errichtet:

An Castilien und Leon  
Gab die neue Welt Colon.

Auch Genua setzte ihm 1821 ein von Barrabino gezeichnetes, von Deschiera ausgeführtes Denkmal mit seinem Brustbilde. Columbus war von edlem Ehrgeize und hohem Thatendurste besetzt, fromm, ja aus Religionseifer, der den Segen des Christenthums der Welt mit Strenge aufdringen zu dürfen wähnte, fast fanatisch; mäßig und einfach in Genuß und Tracht, bescheiden, einnehmend und leutselig gegen Fremde, lebenswürdig und angenehm daheim, zu mildem Ernste seine Reizbarkeit gesänftigt. Lang, wohlgebildet, muskelfest, länglichen, weder zu vollen, noch zu magern, roth-

frischen, doch sommersprossigen Gesichts, adlernasig, stark hervortretende Backenknochen, lichtgrau funkelnde Augen, früher liches Haar, aber schon im dreißigsten Jahre durch Kummer und Mülhsal ergraut, ja schneeweiß — so trat er würdig, sanft Achtung gebietend, ein Mann, überall auf. Friede, Ruhm und Segen bleibt seinem Andenken.

### Der Maulwurf.

Der Maulwurf ist ein Geschlecht aus der Ordnung der nagenden Säugethiere, kenntlich an dem rüßelförmigen Kopfe und den zum Graben eingerichteten Pfoten. Die sechs vordern Oberzähne sind ungleicher Größe und die Zahl der unteren Zähne ist acht. Der europäische Maulwurf hat schwarze, sammetweiche, lange Haare; doch haben einige Maulwürfe eine weiße, erbsgelbe, oder auch gefleckte Farbe. Dieses Thier ist gebauet, um in der Erde zu leben, und zerstört auf den Wiesen und in den Gärten die Gräser und die Kräuter durch seine oft mehrere Fuß langen Gänge, welche es mit aller Geschicklichkeit eines Minirers aushöhlet. Seine Augen sind nicht größer, als ein Mohnkorn und mit einem Kranze von Haaren umgeben. Sie dienen ihm zum Wahrnehmen des Lichtes, wenn er aus seiner Wohnung kommt. Seine schaufelförmigen Vorderpfoten sind sehr kurz, stark und breit; mit diesen Pfoten wirft er die Erde nach hinten, der Kopf ist doppelt so lang als breit und hat im Nacken wie an den Vorderpfoten starke Muskeln. Dieses ungemein gefräßige Thier hat einen scharfen Geruch und ein noch schärferes Gehör, und nährt sich von Regenwürmern, Käferlarven (Enaerlingen), Fröschen, Vögeln und Krebsen, die es rücklings in seine Höhle zu ziehen sucht, ja selbst von andern Maulwürfen die Eingeweide und das Fleisch auffrisst, die Haut aber liegen läßt, jedoch nach neuern Beobachtungen keinesweges von Pflanzentheilen. Wenn es Gefahr besorgt, so zieht es sich in sein mit Laub und Moos ausgefülltes Nest zurück. Im Monate April oder Mai wirft der Maulwurf 3 bis 4 nackte blinde Junge. Die Maulwürfe stoßen durch ihre unterirdischen Gänge die Pflanzenwurzeln ab und machen durch die aufgeworfenen Erdhaufen die Oberfläche uneben. Wirft auch der Landmann und Gärtner solche Haufen auseinander, so entstehet doch eine Senkung an der Stelle, wo der Haufen Erde weggeschaufelt worden ist. Der Maulwurfsfänger sucht die Maulwürfe durch eigenthümliche Fallen wegzufangen. Es giebt erstlich eiserne Fallen, ähnlich einer Zange, deren beide Theile eine Feder zusammendrückt, an jedem Ende ist ein mondformiges Quereisen angebracht; beide Theile werden mit einem kleinen eisernen Teller auseinander gestellt, so daß die beiden Quereisen fast ein eirundes Loch bilden. Man legt zwei solcher Fallen mit der Öffnung nach Außen in einen, häufig von den Maulwürfen befahrenen Gang und deckt sie leicht mit einem Nasenstücke zu. Wenn der Maulwurf beim Wühlen den Teller wegstößt, so schlägt die Falle zusammen und erdrückt den Maulwurf. Zweitens hat man hölzerne oder Bügelfallen und man steckt neben einem sehr befahrenen Gange einen solchen Bügel in die Erde, an welchem zwei Drahtringe mit Bindfaden befestigt sind; in den etwas aufgegrabenen Gang steckt man zwei gespaltene Stücke Holz in der Quere, in jeden Spalt einen Drahtring und zwischen beide zwei Stellschloßer (das eine nur locker in die Erde), und befestigt den nieder-



gedrückten Bügel mittelst eines Knebels. Ist der Maulwurf durch den Drahring gekrochen und wühlt an den Stellhölzern; so wird der Knebel aufgelöst, der Bügel springt in die Höhe und der Drahring würgt den Maulwurf. Auch tödtet man solchen während des Wühlens und Aufstoßens, indem man ihn mit einer Gabel ersticht. Unter den Maulwurfsfängern war keiner berühmter, als der Franzose Le Court, welcher lange Zeit hindurch die Lebensweise der Maulwürfe erforschte. Er legte eine Schule für die Maulwurfsfänger



Der Maulwurf.

an und lehrte solchen die Kunst, dem Maulwurfe in den Gängen bis zu seinem Neste nachzuspüren und ihm den Rückweg dahin abzuschneiden. Einst rettete seine Wissenschaft in seinem Vaterlande einen Distrikt vor der Ueberschwemmung aus einem Wasserkanale, dessen Bedeckung die Maulwürfe in allen Richtungen unterminirt hatten, da er schnell Verfügungen traf, sie zu vertilgen und die Gänge wieder zu verstopfen. Zufällig mögen diese Thiere auch bisweilen einen Nutzen gewähren, indem ihre Gänge eine sumpfige Stelle trocken legen und dadurch verhindern, daß die Schaafse nicht durch genossenes Sumpfgas an der Lungenfäule leiden. Das Fell der im Winter gefangenen Maulwürfe benutzt man zu Pelzwerk und hier und da die Haare zu weichen Hüten.

### Die Infusions- oder Vergrößerungs-Thierchen.

Unter diesem Namen versteht man Thiere von einer sehr kleinen Gattung, welche sich dem bloßen Auge größtentheils nicht zeigen; zu der Kunde ihres Daseyns gelangt man erst durch Hilfe des Mikroskops, welches, da es die Größe dieser Thierchen nach allen Dimensionen erweitert, uns in den Stand setzt, die einzelnen Theilchen dieser Thierklasse klar zu unterscheiden.

Bewaffnet mit diesem Instrumente, gewinnen wir der in der Mannichfaltigkeit ihrer Creaturen unerschöpflichen Natur eine neue Welt ab, — aber diese Welt ist auf eine ganz andere Weise bevölkert, als die, von welcher wir selbst einen Theil ausmachen. Läßt man nämlich Wasser durch Stillstehen faulen, oder löset man Pflanzenstoffe darin auf und läßt die Luft, die Wärme und das Licht darauf einwirken, so geben diese Bedingungen einer Anzahl von Geschöpfen ihr Daseyn, und jedes hat mehr oder weniger ausgebildete Organe, und man bemerkt bei ihnen eine wahrhaft merkwürdige Lebensthätigkeit.

Nachfolgende Abbildung stellt einen Tropfen solchen Wassers dar; um jedoch die durch das Anhäufen von einer Menge Figuren in der Zeichnung entstehende Verwir-

rung der Gegenstände zu vermeiden, hat man sich nur auf die Auswahl einer sehr geringen Anzahl von solchen vergrößerten Thierchen beschränkt.

Das kleinste Thier dieser Klasse, über welches die Entdeckung noch nicht hinausgegangen ist, nennt man Monade, nach dem griechischen Worte monas, Einheit, gleichsam als letztes Elementartheilchen der Körperwelt, als verschwindender Punkt des Thierlebens. Die oben rechts in der Figur wie Sandkörner gruppirten Figürchen sollen die Erscheinung dieser Thierchen darstellen; sie sind mit halbdurchsichtigen Kügelchen zu vergleichen. Lange Zeit nahm man bei ihnen eine gänzliche Abwesenheit aller Organisation an und glaubte, daß sie auf dem Wege des mechanischen Einsaugens ihre Nahrung in sich aufnahmen.

Allein die Vervollkommnung der Mikroskope und die sinnreichen, von dem Prof. Ehrenberg in Berlin angewandten Forschungsmittel haben andere Resultate herbeigeführt, und man fand, daß diese Thierchen, von denen mehrere Millionen neben einander noch nicht einmal den Raum von  $\frac{2}{3}$  Linien im Gevierte bedecken würden, nicht weniger als 4 von einander verschiedene Magen haben. Es dürfte für unsere Leser nicht uninteressant seyn, mitzutheilen, auf welchem sinnreichen Wege der erwähnte Gelehrte zu dieser Entdeckung gelangte. Er färbte nämlich die Flüssigkeit, in der er diese Thierchen vorfand, mit Karmin oder Indigo, alsdann brachte er einen Tropfen reines Wassers ganz nahe an einen gefärbten Tropfen, indem er beide behutsam auf Glas legte und mittelst einer Nadel beide Tropfen mit einander in Berührung brachte; die Thierchen, denen das gefärbte Element nicht zuzusagen scheint, schwimmen in den klaren Wassertropfen, und nun entdeckt der fleißige Beobachter genau, daß sowohl der Magen, als auch die übrigen Kanäle mit gefärbter Flüssigkeit gefüllt sind.

An derselben Seite des Kreises wird man den Volvox bemerken: er befindet sich unterhalb der Monade und ist größer, als dieselbe. Oft kann man ihn sogar mit bloßem Auge wahrnehmen. Eine seltsame Eigenschaft dieser Thiere ist, daß sie sich beständig mit großer Schnelligkeit um sich selbst drehen, welche Erscheinung man mit einer auf einer geneigten Ebene herabrollenden Kugel vergleichen kann.

Der Vibrio führt seinen Namen von den vibrierenden oder wellenförmigen Bewegungen, die er fortwährend macht. Er ist oben an der linken Seite der Monade abgebildet.

Eine von dieser Thiergattung lebt in großen Gruppen vereinigt, wie es die Abbildung zeigt.

Der Proteus, oder das veränderliche Vergrößerungs-Thierchen, nimmt in jedem Augenblicke eine andere Gestalt an; die oben links dargestellten Figuren vermögen besser, als jede Beschreibung die wechselnden Uebergänge seiner Form zu bezeichnen; man sieht sie in allen Gestalten, länglich viereckig, kreisförmig, ausgeschweift, sternförmig u. s. w.

Die Polypen, deren Name aus dem Griechischen von polys, viel, und pus Fuß, entlehnt ist, obwohl man ihre vielen Füße eigentlich Arme nennen könnte, sind theils an einen festen Körper gebunden, und bedienen sich ihrer langen Arme, um nach ihrer Nahrung zu fählen; theils sind sie frei in allen ihren Bewegungen. Einige der ersten Gattung zeigt die Figur links unten, und die 144,400 Mal vergrößerte Gestalt eines solchen Thierchens ist besonders abgebildet. Sie führt den Namen vorticella senta. Die Abbildung, welche alle innern Organe darstellt, ist von einer Zeichnung des Prof. Ehrenberg entlehnt.



Der Nadträger zeigt sich in der Mitte des Kreises. Er bietet insofern eine merkwürdige Erscheinung dar, als zwei Räder, ähnlich denen eines Dampfschiffes, die Organe seiner Fortbewegung auszumachen

scheinen. Jedoch beruht diese Annahme auf einer optischen Täuschung, wozu die Schnelligkeit, mit welcher das Thierchen seine Fühlhörner ausstreckt und einzieht, Veranlassung giebt.



Wassertropfen durch das Mikroskop.

Unter den verschiedenen Thierarten endlich, welche man auf der linken Seite des Kreises bemerken wird, erzeugen sich die dünnsten unter ihnen in Weinessig, welchen man verdunsten lassen muß. Die dicksten führen den Namen Kleisterälchen und entstehen in gegohrenem Wehlkleister. Dieser Umstand gab Voltaire,

welcher wahrscheinlich nicht im Besitze guter Mikroskope war, Veranlassung, den Jesuiten Needham, welcher sie zuerst entdeckt zu haben scheint, und aus ihrer Entstehungsart ein seltsames philosophisches System herleitete, lächerlich zu machen. Es ist eine seltsame Eigenthümlichkeit dieser Kleisterälchen, daß sich durch die ganze

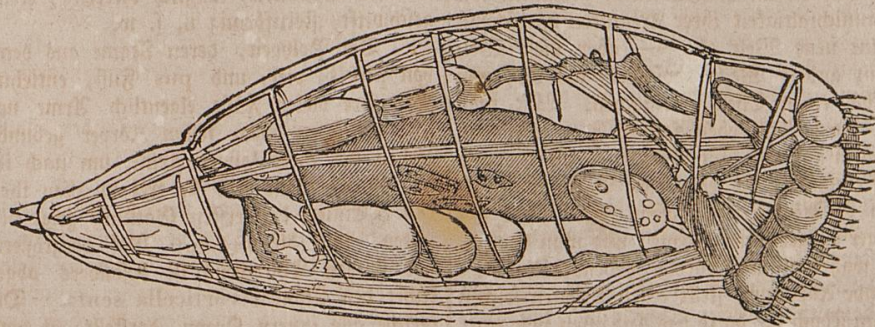


Abbildung der Vorticella senta bei 144,400maliger Vergrößerung.



Länge ihres Körpers ein anderer Körper zieht, dessen Gestalt man mit einem Korkzieher vergleichen könnte. Legt man nun einen oder mehrere solcher Aelchen zwischen zwei Gläser, und preßt dieselben ein wenig an einander, so wird man durch ein gutes Mikroskop wahrnehmen, daß, wenn das Aelchen kriecht, die Ringelchen des Korkziehers sich strecken und dieser plötzlich in eine große Menge Aelchen zerfällt, welche nicht minder lebendig sind, als die Mutter.

Man darf nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß sämtliche in der Figur dargestellten Thierchen sich immer in einem einzigen, in Fäulniß übergegangenen Wassertropfen vereinigt vorfinden müßten. Einige leben nur zu einer gewissen Zeit des Jahres, andere finden sich bloß in gewissen Ländern, und nur mit der größten Sorgfalt und Geduld kann der Naturforscher darauf rechnen, in Wassertropfen diejenigen Thiere zu finden, auf welche er es abzieht, während andere Gattungen vor seinem bewaffneten Auge wimmeln. So findet man den Radträger z. B. nur in solchem Wasser, welches in Dachrinnen steht.

### Die Buschmänner.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts war besonders unter den Portugiesen ein reger Eifer erwacht, einen Seeweg nach Ostindien zu finden, — wornach man so lange gestrebt hatte, — und neue Entdeckungen zu machen. Schon früher hatten die Portugiesen bedeutende Eroberungen in Nordafrika gemacht (Ceuta) und mehrere Inseln an der Westküste dieses Erdtheils in Besitz genommen. Hiermit begnügten sie sich aber nicht, sondern kühne Seefahrer segelten an der Westküste Afrika's weiter nach Süden, kamen bis über die Linie und staunten nicht wenig, daß die Wäldchen von Seeungeheuern oder der Alles verzehrenden Sonnengluth eben nichts als — Wäldchen waren. So gelang es auch dem Seefahrer Bartholomäus Diaz, im Jahre 1486, bis zu der südlichen Spitze Afrika's vorzudringen, leider aber war er nicht so glücklich, dieses Vorgebirge selbst zu umsegeln. Hestige Stürme und der Unwille seiner Untergebenen, welche nicht länger in völlig unbekanntem Meeren umherschiffen wollten, nöthigten ihn, umzukehren. Er nannte diese Südspitze das Vorgebirge der Stürme. Noch heute ist jene Gegend der Tummelplatz der Stürme. Johann II. aber, König von Portugal, fand diesen Namen unpassend und nannte es das Vorgebirge der guten Hoffnung, weil man nun sichere Hoffnung schöpfen durfte, diesen Erdtheil zu umschiffen und einen Seeweg nach Ostindien zu finden. Endlich gelang es im Jahre 1497 dem kühnen Seefahrer Vasco de Gama zu erreichen, was sein würdiger Vorgänger verzehrend erstrebt hatte. Er umschiffte das Vorgebirge der guten Hoffnung und nahm es für seinen König in Besitz. Bis zum Jahre 1650 blieb es im Besitze der Portugiesen, dann kam es in Besitz der Holländer, welche es mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1806 besessen haben. Von da an gehört es den Engländern und schwerlich dürften sich diese entschließen, diesen für die Schifffahrt und den Handel so wichtigen Punkt freiwillig aufzugeben. So wie die Europäer jenes Land in Besitz genommen hatten, begannen auch nach dem leidigen Rechte des Stärkeren die blutigsten und schauderhaftesten Kämpfe der Europäer mit den Ureinwohnern des Landes, den Kaffern und den Hottentotten. Das Kapland, wie es gewöhnlich genannt

wurde, namentlich unter der Herrschaft der Holländer war der Schauplatz der rohesten Gewaltthätigkeit und der unmenschlichsten Grausamkeit gegen die Hottentotten, welche sich am heftigsten der Vertreibung aus ihren frühern Wohnplätzen widersetzen. Schneller machten die Kaffern den neuen Ankömmlingen Platz, suchten neue Wohnplätze an den Ostküsten des Kaplandes und traten bald in ein mehr freundliches Verhältniß zu den Europäern. Die Hottentotten aber, welche es wagten, sich den Europäern zu widersetzen, erfuhren auf eine schreckliche Weise deren ganze Rache, wurden verfolgt und gejagt, wie wilde Thiere, und mußten sich endlich entweder der Uebermacht unterwerfen, oder sich in die unwirthbarsten Gegenden im Norden zurückziehen. Ein Theil der Hottentotten unterwarf sich den Europäern und erhielt dafür die Erlaubniß, in ihrer Nähe zu wohnen und sich anzubauen; ein anderer Theil aber, welcher sich von jeher durch größere Wildheit und Rohheit ausgezeichnet hatte, kämpfte fort und wurde endlich nach Norden hinaufgedrängt. Zu diesem letztern Theile der Hottentotten gehören die Buschmänner, bei denen wir jetzt verweilen wollen.

Der Name Buschmann (holländisch Boschmann) bezeichnet also einen Eingebornen der wilden Stämme, welche jenseit der nördlichen Grenze der Kolonie wohnen und zu den rohesten Bewohnern der Erde gehören. Ihren Namen haben sie erhalten entweder, weil ein großer Theil des Landes, in welchem sie Familienweise umher ziehen, mit Gebüsch bedeckt ist, oder weil die Buschmänner nie öffentlich, sondern allezeit hinter Gebüsch Menschen und Thiere angreifen. Die Buschmänner kennen keine gesetzliche Verfassung, auch bebauen sie das Land nicht, sondern leben von Räuberzügen, oder von der Jagd, oder von dem, was die Natur wild liefert. Aus den Sagen der Hottentotten und Kaffern geht hervor, daß diese wilden Stämme sich schon im hohen Alterthume gebildet haben. Geründet wurden diese Räuberstämme zunächst durch solche Hottentotten, welche jedes friedliche beisammen wohnen haßten, vermehrt aber und erhalten durch solche, welche ein Verbrechen begangen und Strafe zu fürchten hatten, oder welche von dem Stamme, dem sie angehörten, eines Verbrechens wegen ausgestoßen wurden; endlich trugen auch die scheußlichen Gewaltthätigkeiten der Europäer nicht wenig dazu bei, ihre Anzahl zu vermehren. Früher war das Land der Buschmänner bevölkerter, doch die häufigen Jagden, die man gegen sie anstellte — auf denen oft einige Hundert niedergeschossen wurden — haben ihre Anzahl bis auf einige Tausend vermindert. In den weiten Ebenen ihres Landes ziehen sie frei umher, ganz unabhängig von einander, und vereinigen sich nur, wenn sie einen allgemeinen Angriff auf die Kolonie beabsichtigen, oder wenn sie in einer an Wasser und Nahrung reichen Gegend zusammentreffen. Erfahren die Kolonisten, daß die Buschmänner sich in großer Zahl vereinigt haben, dann müssen sie auf ihrer Hut seyn, und nur die größte Wachsamkeit kann sie vor einem nächtlichen Ueberfalle schützen.

In der Größe gleichen sie den Hottentotten und sind 5 bis 6 Fuß hoch, übertreffen sie aber bei Weitem an Scharfsinn und Kraft, so wie an Munterkeit und Thätigkeit, wenn sie sich einmal aus ihrer thierischen Ruhe und Trägheit herausgerissen haben, was freilich erst dann geschieht, wenn ein Feind ihnen Gefahr droht, oder heftiger Hunger sie zwingt. Sie sind bewundernswürdig ausdauernd, behend und stark, so daß sie Tagelang mit einem Pferde gleichen Schritt



halten können; ihre Heerden treiben sie so schnell fort, daß man sie selten einholt. Wo sie auch seyn mögen, immer spähen sie mißtrauisch umher und ihr ganzes Benehmen zeigt, wie viele Gewaltthätigkeiten sie oft erfahren haben müssen, ehe sie so tief sinken konnten. Gehezt wie die Thiere des Waldes, oft verfolgt ohne alle Ursache, erkennen sie nun in jedem Fremden ihren Feind, dem sie zu Schaden suchen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet. Eine Beleidigung vergessen sie nie, sondern schieben Jahre lang ihre Rache auf, bis sie endlich Mittel gefunden haben, sie auszuführen. — Die Buschmänner meiden sorgfältig jeden Umgang mit den Kolonisten und ziehen sich bei deren Annäherung in die dichtesten Wälder oder in ihre unzugänglichen Schluchten zurück; daher ist es auch bis jetzt für die Missionare unmöglich gewesen, mit ihnen in freundschaftliche Verbindung zu treten, um ihnen das Evangelium Jesu mitzutheilen. — Sie meiden jeden offenen Kampf und suchen durch Hinterlist und durch Verrätherei ihren Zweck zu erreichen; kommen sie aber in eine Lage, wo sie einem offenen Kampfe nicht ausweichen können, dann zeigen sie einen ungemeinen Muth und eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit und Todesverachtung.

Grausamkeit in der weitesten und schrecklichsten Bedeutung ist ein Hauptzug ihres Charakters, und fast möchte man glauben, sie hätten ihre Vernunft nur dazu erhalten, um für ihre Feinde die langwierigsten Martern und die grausamsten Verstümmelungen aufzufinden. Sie sind so unersättlich in ihrer Rache, daß es ihnen gleichgültig ist, an wem sie dieselbe ausüben, wenn es nur ein Mensch aus der Gegend ist, wo sie die Beleidigung empfangen hatten. Alle menschlichen Gefühle scheinen ihnen fremd zu seyn; alle sanfteren Gefühle der Eltern und Kindesliebe fehlen ihnen ganz. Eltern morden ihre Kinder und diese ihre Eltern, und rühmen sich dessen. Gerathen Vater und Mutter oder die Weiber untereinander, oder die Verwandten in Streit, so nimmt gewöhnlich die Gegenpartei an dem Kinde des Siegers blutige Rache. Haben sie vielleicht in der Hitze des Streits einen Mord begangen, so empfinden sie darüber nicht die geringste Reue. Die Ursachen, um welcher Willen Eltern ihre Kinder morden, sind, z. B., wenn die Kinder mißgestaltet sind, wenn es an Nahrung fehlt, wenn der Vater die Mutter des Kindes verstoßen hat, oder wenn sie vor einem Feinde fliehen müssen und die Kinder sie an der schnellen Flucht hindern. Mit der rohesten Gleichgültigkeit werfen sie die Kinder in die Wüste, ersticken sie, oder begraben sie lebendig. Einst stand vor der Hütte eines Buschmanns ein Löwe und bewachte den Ausgang. Ohne auf weitere Mittel der Rettung zu denken, holt der Vater sein Kind und wirft es dem Löwen vor. Dieser ist mit seiner Beute zufrieden und eilt in die Wüste. Ähnliche und andere Scenen sollen oft vorkommen, daß Eltern ihre Kinder aufopfern, um sich zu retten.

Sie leben nur für die Gegenwart und kennen durchaus keine Sorge für die Zukunft. Haben sie Ueberfluß, dann genießen sie mit mehr als thierischer Unmäßigkeit, so viel sie nur vermögen, und hungern dann lieber Tage lang. Ein Kolonist gab einst einem Buschmanne ein ziemlich großes Stück Hammelfleisch; mit Hast griff dieser darnach und riß es an sich, als fürchte er, man werde es ihm wieder nehmen. Dann steckte er es eine kurze Zeit in die Kohlen, holte es, fast noch ganz roh, wieder heraus und reinigte es nur dadurch von der Asche, daß er es einige Male mit der rechten Hand am linken Arme abwischte. Darauf riß er große Stücke los und verschlang sie. — Drei Buschmänner

erhielten einst am Abende einen Hammel zum Geschenk; sogleich schlachteten sie ihn und hatten ihn am Morgen aufgezehrt.

Ihre Sprache, welche eigentlich ein Gemisch aus andern Sprachen ist und absichtlich verdorben zu seyn scheint, damit nur sie sich unter einander verstehen, ist mit einem eigenthümlichen Schnalzen mit der Zunge verbunden, das man eher für Thierlaute, als für artikulirte Töne halten sollte. Ihre Sinne sind auf unglaubliche Weise geschärft; wohin das Auge nicht mehr reicht, da vernimmt noch ihr Ohr das geringste Geräusch, welches uns ganz unvernnehmbar seyn würde.

Ihre Kleidung ist sehr einfach, roh und dürftig. Um die Hüften tragen sie einen Schurz, übrigens eine Art Mantel aus Schaaffellen, Karos genannt, welcher sie gegen Hitze und Kälte schützt und des Nachts ihre einzige Decke ist. Die Frauen tragen gewöhnlich eine Kopfbedeckung, die Männer nur dann, wenn die Hitze zu groß ist, oder wenn sie auf der Jagd sind. Um sich aber weiter gegen die Witterung zu schützen, reiben sie den ganzen Körper mit Fett ein, damit die Haut nicht zu sehr von der Sonnenhitze austrocknet und die Flecken geschmeidig bleiben; daher es auch schwer seyn möchte, ihre Grundfarbe zu bestimmen. Auch tragen sie Sonnenschirme, welche sehr einfach sind, indem sie an dem Ende eines Stabes große Straußenfedern befestigen. Alles, was bunt und auffallend ist, reizt ihre Begierde, sich zu schmücken; daher lieben sie Glasperlen, Knöpfe, Messing u. s. w. und schmücken damit Hals, Ohren und Lenden. Fehlen ihnen diese, so tragen sie Stückchen Holz, Zähne wilder Thiere, Muscheln, kleine Schildkrötenchalen oder Stücke der Straußenfeder. Ihre Waffen sind Lanzen von verschiedenen Formen, Bogen und Pfeil, die sie gewöhnlich vergiften. Sind sie auf der Reise, so tragen sie um den Kopf noch einen Bund, in welchem sie einige Pfeile befestigen. Unsrer Abbildung zeigt uns einen Buschmann auf der Reise. —

Da die Buschmänner keine festen Wohnplätze haben, sondern ein stets flüchtiges und umherirrendes Leben führen, um eine unsichere und dürftige Existenz zu sichern, so verwenden sie auch wenig Sorgfalt und Fleiß auf ihre Wohnungen. Ihre Hütten bestehen entweder aus roh zusammengestellten Baumzweigen, unter deren Schatten sie Sicherheit gegen die brennende Sonnenhitze finden, oder sie graben eine Grube in den Boden, in welche sie kriechen, oder suchen Zuflucht in einer Felsenhöhle, oder unter einem überhängenden Felsstücke.

Die gewöhnliche Nahrung der Buschmänner besteht aus den Früchten und dem Wildpret, welches die Ebene liefert; oft auch suchen sie aus den Heerden der Kolonisten ihrem Mangel abzuhelfen. Sehr oft sind sie dem größten Hunger ausgesetzt und gendthigt, Alles zu verzehren, was nicht geradezu der Gesundheit nachtheilig ist und wovon Vieles zu Nichts taugt, als den Magen zu füllen. Besonders bietet ihnen oft der Saame des Kapgrases das Mittel dar, ihren Hunger zu stillen. Dieser Saame soll, wenn er gereinigt und gesotten ist, an Geschmack unser Gerste ähnlich seyn. Diesen Saamen ernten sie auf doppelte Weise, indem sie entweder das Gras abschneiden und die Körner enthüllen, oder indem sie die schwarzen Ameisen plündern, welche ihn in großer Menge in ihre unterirdischen Wohnungen schleppen.

Aus dem Thierreiche dient ihnen Alles vom größten Thiere bis zum kleinsten ekelhaften Insekte zur Nahrung. Die größern Thiere, z. B. Zebra's, Scha-



fals, Strauße, Kasuare u. s. w., werden von den Männern getödtet, Weiber und Kinder machen Jagd auf Hasen, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Ameisen u. s. w. — Der Magen und die Eingeweide gelten für Leckerbissen; Leber und Nieren verschlingen sie oft roh und den Inhalt des Magens der getödteten Thiere essen oder trinken sie entweder rein, oder mit Wasser vermischt. Das Blut halten sie sehr hoch, kochen es entweder, oder trinken es warm, wie es vom Thiere kommt. Oft essen sie sogar das Fell der größern Thiere, was sich nur durch die Qual des allergrößten Hungers erklären läßt. Die Hungersnoth steigt oft so hoch, daß sie sich den Unterleib fest zusammenschürren und noch froh genug sind, aus dem Leder alter Schuhe oder aus gedörtem Leder sich ein kärgliches und schmackloses Mahl zu bereiten.



Der Buschmann.

Bei der Jagd entwickeln sie viel Scharfsinn und Verstand. Die Waffen, deren sie sich dabei bedienen, sind Bogen und Pfeile. Außer diesen benutzen sie auch Hunde und Gruben, um sich der wilden Thiere zu bemächtigen.

Sind sie bei ihrer Jagd glücklich gewesen, so wird ein Theil sogleich verzehrt, der Rest aufbewahrt, später halb geröstet und mit der größten Gier verschlungen.

## W o c h e.

Am 2. November 1642 wurden die Kaiserlichen, unter den Befehlen des Erzherzogs Leopold Wilhelm, von den Schweden unter Torstensohn bei dem Dorfe Breitenfeld geschlagen. Die Oesterreicher verloren 9000 Mann. In Folge dieser Schlacht wurde nun Schlesien und Mähren eine Zeitlang der Kriegsschauplatz.

Am 3. Novbr. 1760 schlug Friedrich der Große die Oesterreicher unter Daun, welche bei Torgau ein verschanztes Lager inne hatten. Der König dachte schon an den Rückzug, weil sich die Oesterreicher so tapfer vertheidigten, als sie der preussische General Ziethen an der Spitze seiner Reiterei in Unordnung brachte, worauf Friedrich II. den glänzendsten Sieg erfocht. Selten haben Heere mit so ausdauernder Tapferkeit sich den

Sieg streitig gemacht und nach völliger Beendigung der Schlacht sich noch so nahe gestanden. Die Nacht war hereingebrochen, und Viele wußten nicht, wer gesiegt; daher geschah es, daß am andern Morgen ganze Bataillons gefangen wurden, die sich in der Dunkelheit verirrt hatten. Die Schlacht dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends.

Am 4. Novbr. 1781 starb zu Winterburg, zwischen Baden und Zweibrücken, der durch seine anmuthigen Gedichte bekannte Superintendent Johann Nikolaus Götz. Er war zu Worms den 9. Juli 1721 geboren, studirte zu Halle und schloß daselbst mit Gleim und einigen andern ihm verwandten Geistern einen engen Freundschaftsbund. Nach Verfluß der akademischen Jahre ging er als Hauslehrer des Freiherrn von Kalkreuter nach Ostfriesland, wo er jedoch wegen des rauhen Klima's nicht lange blieb, sondern nach Worms zurückkehrte. 1744 nahm er abermals eine Hauslehrerstelle an, ward 1748 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand, 1761 Prediger zu Meisenheim und 1776 Superintendent zu Winterburg. Nach Götzens Tode gab Kamler dessen Gedichte in 3 Bändchen heraus. Götz gehört ohnstreitig zu den vorzüglichsten deutschen Dichtern der leichten Manier, er vereint die feinste, sinnreichste Wendung der Gedanken mit dem wohlklingendsten Versbau.

Am 5. Novbr. 1494 wurde der berühmte Meisterfänger Hans Sachs zu Nürnberg von geringen Eltern geboren. Ueber seine Lebensumstände und die Produkte seines Dichtertalents, so wie über den Einfluß, den dieselben auf des Dichters Zeitalter hatten, sollen die Leser des Pfennig-Magazins bald in einem eigenen Aufsatz das Wissenswerthe vorgelegt erhalten.

Am 6. Novbr. 1572 fand zu Erfurt die Landestheilung der sächsischen Herzöge Johann Wilhelm mit seinen Neffen, Friedrich Johann Casimir und Johann Ernst, unter Mitwirkung kaiserlicher Rätthe, des Landgrafen von Hessen und des Markgrafen von Brandenburg Statt.

Am 7. Novbr. 1773 starb Friedrich Wilhelm von Seydlitz, General der preussischen Reiterei, die durch diesen den 3. Febr. 1722 zu Cleve gebornen, und seit 1738 in dem preussischen Kriegsdienste stehenden Anführer so gebildet und verbessert wurde, daß Kaiser Joseph II. einst zu ihm sagte: „Er möchte, wenn es sein Rang erlaubte, gern den Reiterdienst bei ihm lernen.“ Seydlitz deckte die Rückzüge von Collin und Hochkirchen, trug besonders zur Erringung der glänzenden Siege bei Rossbach und bei Zorndorf bei. In der für die Preußen unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf ward er schwer verwundet, doch genas er und brach bei Freiberg 1762 seine letzten Lorbeeren. Auf seinem schlesischen Gute Winkowsky liegt der Held begraben; auf dem Wilhelmplatz zu Berlin aber wurde ihm ein Standbild von weißem kararischem Marmor errichtet.

Am 8. Novbr. 1806 kapitulirte der Befehlshaber der Festung Magdeburg, der General von Kleist, mit mehr als 22,000 Mann Besatzung und 800 Stück Geschütz; obschon die Belagerer nur ein schwaches Truppenkorps davor hatten, welches der französische Marschall Ney befehligte.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.